

(Nachdruck verboten.)

61]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ich habe Zeit genug gehabt, mich zu bedenken. Sie hungern, sie hungern, und jetzt muß es ein Ende haben! Ich wollte es Dir nur vorher gesagt haben, damit Du es nicht von andern hörst, Du bist doch mein Bruder.“

„Dein Bruder — ich bin Dein Bruder nicht mehr! Lust Du das, so sind wir beide miteinander fertig!“ brüllte Stolpe und schlug auf den Tisch. „Aber Du tust es nicht, Du tust es nicht! Gott strafe mich, wenn ich die Schande erleben sollte, zu sehen, wie die Kameraden Gericht auf offener Straße über meinen eigenen Bruder halten! Dann hau' ich mit! Ich will der erste sein, der Dir einen Fußtritt gibt, weil Du mein Bruder bist!“ Er war ganz außer sich.

„Na ja, darüber können wir ja immer noch reden,“ sagte der Zimmermann still. „Aber nun weißt Du es also, ich wollte es nicht hinterrücks tun —“ Und dann ging er.

Stolpe ging in der Stube auf und nieder, von einem Gegenstand zum andern. Er nahm ihn auf und stellte ihn wieder hin, ganz sinnlos. Die Hände zitterten heftig, und dann ging er in die andere Stube und schloß sich ein. Nach einer Weile kam seine Frau herein. „Du mußt lieber gehen, Pelle! Ich glaube nicht, daß Vater danach ist, heute noch mit Menschen zusammen zu sein. Er liegt da und ist ganz grau im Gesicht. Wenn er doch bloß weinen könnte. Ach, wie die beiden Brüder sonst immer zusammengehalten haben! Sie waren in allem so einig.“

Pelle ging; ihm war ernst zu Sinn. Er sah voraus, daß Stolpe in seiner Rechtschaffenheit es für seine Pflicht halten würde, den Bruder härter zu verfolgen als andere, so sehr er ihn auch liebte; und vielleicht würde er selbst den Streikposten auf den Plätzen übernehmen, wo der Bruder auf Arbeit ging.

Bei denn Seen begegnete er einer Abteilung der Streikposten, die auf dem Wege zur Stadt hinaus war; er gab ihnen eine Strecke das Geleite, um irgend etwas zu verabreden. Drüben auf der andern Seite kam ein junger Bursche aus einem Torweg heraus und schlich sich um die Ecke. „Seda, halt ihn an!“ rief einer von den Kameraden. „Da ist er, dieser Ehrenmann!“ Ein paar Arbeiter verfolgten ihn die Schloßstraße hinab und kamen zurück, ihn zwischen sich führend. Sie bildeten einen Kreis um die ganze Schar, Frauen und Kinder schlossen sich ihnen schnell an.

„Ihr müßt ihm nichts tun,“ sagte Pelle bestimmt. „Ihn wird weiß Gott niemand anrühren,“ erwiderten sie. Eine Weile standen sie stumm da und sahen ihn an, als wägen sie ihn in Gedanken; dann spien sie ihn an, einer nach dem andern, und gingen. Der Bursche ging stumm in einen Torweg hinein, dort stand er und wischte sich die Spude mit seinem Ärmel vom Gesicht ab. Pelle folgte ihm, um ihm ein gutes Wort zu sagen und ihn in die Organisation zurückzuführen. Der Bursche richtete sich hastig auf, als Pelle kam.

„Kommst Du, um mich zu spucken?“ fragte er höhnisch. „Du hast es vorhin vergessen; warum hast Du mich nicht gespuckt?“

„Ich bespucke niemanden,“ sagte Pelle, „aber Deine Kameraden haben recht, Dich zu verachten. Du hast sie im Stich gelassen. Komm mit, dann will ich Dich wieder in die Organisation einführen, und niemand soll Dir etwas tun.“

„Dann soll ich da wohl als Sünder herumgehen und Sticheleien einstecken, nein, ich danke!“

„Willst Du denn lieber Deinen eigenen Kameraden schaden?“

„Ich will Erlaubnis haben, meine alte Mutter zu versorgen. Ihr andern könnt Euch zum Teufel scheren. Meine Mutter soll nicht auf dem Hof herumgehen und singen und die Kirchthausen durchwühlen, während der Sohn den Großen spielt. Das überlasse ich gewissen Leuten!“

Pelle wurde blutrot, er fühlte, daß dies auf Vater Lasse anspielte, das verzweifelte Verhältnis zu dem Alten sah wie ein eingewachsener Gram irgendwo in ihm und brach jetzt

auf. „Wagst Du Deine Worte zu wiederholen?“ knurrte es und ging dem Burschen auf den Leib.

„Und wenn ich verheiratet wäre, dann würde ich es nicht leiden, daß die Frau das tägliche Brot für mich verdient, das würde ich den „Louis“ überlassen!“

Ei, ei, das schmeckte nach Klatsch, der darauf aus war, seinen Mann von hinten anzuschwärzen! Sie waren offenbar im Begriff, allerlei lügenhafte Gerüchte über ihn zu verbreiten, während er alles, was er besaß, um ihretwillen aufsetzte. Jetzt ward Pelle wütend: der Führer mochte zur Gölle fahren. Er langte dem Burschen ein paar kräftige Ohrfeigen und fragte, was er am liebsten wolle, Maul halten oder mehr haben.

Morten kam in den Torweg hinaus; diese Szene spielte sich in dem Hause ab, in dem er arbeitete. „Dies da geht nicht,“ flüsterte er und zog Pelle mit sich fort. Pelle konnte nichts erwidern, sondern warf sich über Mortens Bett. Sein Blick brannte noch vor Zorn über die Beleidigung, und er verbrauchte viel Luft.

„Es geht jetzt hart her,“ sagte Morten und sah ihn mit einem eigenen Lächeln an.

„Ja, ich weiß recht gut, daß Du es nicht leiden kannst, aber sie müssen doch zusammen halten!“

„Und wenn sie nun keinen besseren Verstand haben?“

„Dann müssen sie die Folgen hinnehmen. Das ist doch wohl natürlicher, als daß das Ganze zugrunde gehen soll!“

„Ist das das Neue? — Die Folgen hinnehmen, das meine ich, haben die Unmündigen immer tun müssen. Und es hat auch nie an jemand gefehlt, der sie angespien hätte,“ sagte Morten betrübt.

„Höre aber einmal!“ entgegnete Pelle und sprang in die Höhe. „Du willst mich doch nicht beschuldigen, daß ich jemand angespien habe, das haben die andern getan.“ Er war nahe daran, wieder wütend zu werden, aber Mortens stilles Wesen beherrschte ihn.

„Die andern — so was gibt es überhaupt nicht! Du warst es, der dem Ärmsten siebenmal ins Gesicht gespuckt hat; ich stand ja im Laden und sah es.“

Pelle starrte ihn sprachlos an. Der wahrheitsliebende Morten stand da und log?

„Du sahst es, sagst Du? Daß ich gespien habe?“

Morten nickte. „Du willst am Ende die Hurras und die ganze Ehre für Dich hinnehmen und Dich um die Gemeinheiten und die zugrunde gerichteten Schicksale herumdrücken? Du hast eine große Verantwortung auf Dich genommen, Pelle! Sieh, wie blindlings sie Dir folgen, auf Dein glattes Gesicht hin, könnte ich mich versucht fühlen zu sagen. Denn ich bin mir nicht ganz sicher, ob Du selbst genug dabei zusehst. Es hastet Blut an Deinen Händen; aber ist auch von Deinem eigenen Blut mit dabei?“

Pelle saß da und dachte schwer nach; Mortens Worte zwangen seine Gedanken immer, Wege zu beschreiten, die sie noch nie zuvor betreten hatten. Aber jetzt verstand er ihn; es huschte ein finsterner Zug über sein Gesicht und hinterließ etwas. „Diese Sache hat mir mein Heim gekostet,“ sagte er still. „Ellen macht sich nichts mehr aus mir, und meine Kinder werden vernachlässigt und entglitten mir. Auf eine schöne Zukunftstellung habe ich verzichtet, hungern tue ich jeden Tag, und meinen alten Vater muß ich in Not und Elend sehen! So heimatlos und einsam und verlassen, wie ich bin, glaube ich, kann sich kein anderer fühlen! Dann setze ich doch wohl auch etwas dabei zu, da Du mich doch dazu zwingst, es selbst zu sagen.“ Er lächelte zu ihm auf, hatte aber Tränen in den Augen.

„Verzeihe, lieber Freund!“ sagte Morten. „Ich fürchte, daß Du nicht wirklich wütest, was Du vorhast. Es liegen schon viele auf dem Wahlplatz, und das ist schwer mit anzusehen, namentlich wenn es doch zu nichts führen sollte.“

„Verurteilst Du es denn? Aus Dir kann ich ja niemals flug werden!“

„Nicht, wenn es zum Ziele führt! Ich habe selbst davon geträumt, sie dem Glück entgegenzuführen, auf meine eigene Weise; aber die Gemüter sind nicht danach. Du hast die Macht über sie, Dir folgen sie blindlings; führe Du sie weiter! Aber jede Wunde, die sie im Kampf erhalten, soll auch Dich

„Kreien, sonst bist Du doch nicht der rechte dazu. Und bist Du des Zieles sicher?“

„Ja, des Zieles war Velle sicher. „Und wir erreichen es!“ rief er plötzlich begeistert. „Sieh nur, wie freudig sie sich in alles finden und nur drauflosgehen!“

„Aber, Velle!“ sagte Worten mit einem behutsamen Näckeln und legte die Hand auf seine Schulter, „ein Führer ist nicht selbst Henkersknecht! Außerdem bekämpft die Partei die Prügelstrafe!“

„Ach, denkst Du an das von vorhin!“ sagte Velle. „Das hat nichts mit der Bewegung zu schaffen. Er sagte, mein Vater ginge herum und singe in den Höfen und fische in den Rehrichteimern, da gab ich ihm ein Paar aus Maul. Ich habe wohl dasselbe Recht wie jeder andere, eine Beleidigung zu röchen.“ Die bösen Worte über Ellen erwähnte er nicht, er konnte sich nicht dazu entschließen.

„Aber es ist ja wahr“, sagte Worten still.

„Warum hast Du es mir denn nicht erzählt?“ fragte Velle bleich.

„Ich glaubte, Du wüßtest es. Du hast ja auch genug, womit Du kämpfen mußt, und hast Dir nichts vorzuwerfen.“

„Weißt Du vielleicht, wo er sich umhertreibt?“ fragte Velle leise.

„Er pflegt sich hier in diesem Viertel aufzuhalten.“

Velle ging. Ihm war schwer zu Sinn, der Tag hatte ununterbrochen daran gearbeitet, ihm Verantwortungen aufzubürden, die für einen zu schwer waren. Sollte er die Verantwortung für das übernehmen, was die Bewegung in ihrem Vorschreiten zugrunde richtete, bloß weil er seine Kräfte und sein Glück zur Verfügung gestellt hatte? Und da ging Vater Lasse als Lumpensammler herum! Er mußte vor Scham über sich selbst erröten und hatte es doch nicht verhindern können? Sollte er die Verantwortung für die Verhältnisse tragen? Und nun spien sie zum Dank auf Ellen!

Er wußte nicht, wo er mit dem Suchen anfangen sollte und ging die Höfe hinein und fragte aufs Geratewohl. Auf einem Hof in der Blaagaardstraße strömten Menschen zusammen, Velle ging da hinein. Da war ein Hofmissionar, er hatte den singenden Dialekt der Hornholmer und den eigentümlichen Ausdruck in den Augen, dessen sich Velle aus seiner Kindheit von dem „Heiligen“ entmann. Er predigte und sang abwechselnd. Velle sah ihn mit einem Blick an, der von Erinnerungen verschleiert war, und in seiner verzweifeltsten Stimmung war er nahe daran, alles über Bord zu werfen und laut aufzubrüllen wie in den Knabenjahren, wenn sich ihm etwas auf das Herz schlug. Das war ja der Junge, der etwas Rohes von Vater Lasse gesagt hatte und dem er — so klein wie er war — einen Bruch in den Leib getreten hatte. Damals konnte er seinen Vater verteidigen, ja!

Er ging hin und reichte ihm die Hand: „Das ist ja Peter Kure — bist Du hier?“

(Fortsetzung folgt.)

Industriebilder von der Wasserkante.

I.

Im Hamburger Hafen.

Wenn wir rückwärtig verfolgen, was der Kapitalismus an der Wasserkante umgebildet und geschaffen hat, so gilt auch hier das Wort von Marx: Die Bourgeoisie „hat ganz andere Wunderwerke vollbracht als ägyptische Pyramiden, römische Wasserleitungen und gotische Kathedralen, sie hat ganz andere Tüde ausgeführt als Völlerwanderungen und Kreuzzüge.“

Der moderne Reederkapitalist hat einen Kampf um die Herrschaft über das Meer geführt. Welthandel und Weltverkehr machten Hilfsmittel von gewaltigem Ausmaß notwendig, und so haben denn die Kapitalgewaltigen an der Wasserkante Riesenunternehmungen zusammengefaßt, haben große Handelsflotten vereinigt und beherrschen den Verkehr auf den Meeresstraßen. Großbetriebliches Schaffen tritt uns also hier überall entgegen.

Vor allem übt der Hamburger Hafen auf die „Landratte“ immer neuen unwiderstehlichen Zauber aus. Man mag ihn zu irgend-einer Jahres- oder Tageszeit besuchen, immer wird das Hafensbild ein anderes sein. Wechselnd und vielseitig gestaltet sich hier das Leben und Treiben, nicht die schlechtesten Künstler haben um das Ziel gerungen, mit Zeichenstift und Feder vom Hamburger Hafen ein eindrucksvolles Bild zu entwerfen.

Auch wer mit technisch geschultem Blick das Hafengebiet durchstreift, findet manche interessante Einzelheiten.

Wir fahren z. B. auf einer der Barkassen, die gegen ein mäßiges Fahrgeld sogenannte „Rundfahrten“ machen.

An Speicherhäusern geht es vorbei. Das sind die Zwillingburgen der Hamburger Großkaufleute. Diese modernen Hanseaten beherrschen von hier aus Länder und Meere. Sie laufen drüben ein, was die Erde und die Menschen erzeugen, lassen es von den Schiffen der Reedergesellschaften herbeibringen und dann wird die Ware zu Getwinnpreisen weiter verhandelt. Der Hafensbetrieb muß also rationelle Stapelplätze und Verladebelegungen besitzen: Landungsstellen, Speicherräume, Hebezeuge.

Aber ein richtiges Bild von den Arbeitsleistungen, die im Hamburger Hafen täglich zu bewältigen sind, können wir uns doch nur machen, wenn wir uns einmal die Entladung eines Ozeandampfers mit anschauen. Die Technik hat für den Hafensbetrieb eiserne Lastarbeiter geschaffen, Hebezeuge, die mit großer Kraft und doch spielender Leichtigkeit die Ladegüter greifen, ziehen, schwenken und wieder loslassen.

Als vor zwei Jahren in Wien die Vertreter der bürgerlichen Nationalökonomie zusammenkamen und über das Produktivitätsproblem in der Volkswirtschaft verhandelten, wurde die Frage mit erörtert, welche Wirkungen der technische Fortschritt hinterläßt. Der Hamburger Hafensbetrieb wurde dabei mit erwähnt. Es war ein Techniker, der zu dieser Frage das Wort nahm, Prof. Kammerer von der Technischen Hochschule zu Charlottenburg. Kammerer führte dem Sinne nach etwa aus:

„Wenn Sie den Problemen nachgehen, durch welche Bedingungen die Ergiebigkeit der volkswirtschaftlichen Arbeit gesteigert werden kann, dann müssen Sie in das Reich der Technik eindringen. Sie müssen die Wirkung der Maschinenarbeit beobachten und erkennen, wie die Maschine überall die Erzeugung der Güter billiger und massenhafter möglich gemacht hat.“

Für diese Behauptung brachte Kammerer die Beweise herbei. Er ließ sich aus allen wichtigen Gebieten der Technik, vor allen Dingen aus den Arbeitszweigen der Großindustrie, Rentabilitätsberechnungen geben, d. h. zahlenmäßige Nachweise darüber, wie durch neue Maschinen die Erzeugung der Güter billiger und rationeller erfolgen konnte. Sein damaliger Vortrag, durch Zeichnungen und Schaubilder unterstützt, gab ein eindrucksvolles Bild von den Fortschritten und Wirkungen der modernen Maschinenwirtschaft.

Auch das Arbeitsgebiet im Hamburger Hafen wurde von ihm erörtert. Hier bietet die technische Lastenbeförderung ein sehr interessantes Untersuchungsfeld. Die entscheidende Wendung in der Entwicklung der Hebevorrichtung ist durch die elektrische Kraftverteilung erreicht worden. Denn erst bei dem elektrischen Betriebssystem konnte die Betriebskraft über die nach allen Seiten hin beweglichen Kranerüste so verteilt werden, daß die Lastbewegungen in den verschiedenen Richtungen möglich wurden. Gleichzeitig konnte man die Spannweiten der Kranerüste immer mehr vergrößern, um größere Flächen zu beherrschen. Die Folge davon war eine starke Vergrößerung des in den Verladeanlagen festgelegten Kapitals.

Als ein Beispiel dieser Entwicklung mag die Entladung von Kohlendampfern betrachtet werden, die von England und Schottland her Kohle nach Hamburg bringen. Bis vor kurzem wurde die Kohle mit den an Bord befindlichen Dampfwinden an Deck gehoben, mit Dampfseilwinden nach dem Kai geschwenkt und mit Schmalspurwagen über den Lagerplatz verteilt. Da bei dieser Arbeitsmethode die Kohlenfübel im Schiffsraum umgeschauelt werden mußten, so war sehr viel Handlangerarbeit notwendig.

Bei den neuesten Anlagen werden elektrisch betriebene Brückenkrane verwendet, deren Selbstreiser unmittelbar in den Schiffsraum fassen und die den ganzen Lagerplatz überspannen, so daß die Kohle aus dem Greifer direkt in den Kohlenhaufen fällt. Es wird hierbei das Einschaueln der Kübel und die Umfüllung in Schmalspurwagen erspart.

Das wirtschaftliche Ergebnis dieser Entwicklung von der Dampfwinde zum elektrischen Betriebskran ist, ebenfalls aus einer Untersuchung Kammerers entnommen, an folgender Rentabilitätsberechnung zu erkennen:

| | Handbetrieb | Kranbetrieb |
|--|--------------------------------|--|
| Arbeitskolonne besteht aus . . . | 60 Mann (Schauer- leute) | 4 Mann (Maschine u. Hilfsarbeiter) |
| Arbeitszeit für Gesamtkosten . . . | 26 Std. | 12 Std. |
| Arbeitslohn pro Tonne Last . . . | 0,70 M. | 0,14 M. |
| Besitzkosten des Dampfers pro Tonne Last | 1,44 „ | 0,67 „ |
| Besitzkosten der Krane pro Tonne Last | — | 0,67 „ |
| Diverse Ausgaben (Strom usw.) pro Tonne Last | 0,12 „ | 0,03 „ |
| Gesamtkosten pro Tonne Last . . . | 2,26 M. | 1,51 M. |

Nicht nur eine Verbilligung, sondern auch eine Arbeiterverdrängung hat hier die Maschinenanwendung gebracht: die Arbeitskolonne von 60 Mann ist auf 4 Mann herabgedrückt worden, trotzdem konnten die Gesamtkosten pro Tonne Last von 2,26 M. auf 1,51 M. ermäßigt werden.

Ein anderes Beispiel der Arbeiterverdrängung sind die Getreideheber. In die Laderräume der großen Getreideschiffe wird das Getreide geschüttet; so gefüllt kommen die Getreideschiffe im Hamburger Hafen an. Die Getreidekörner werden nun

nicht etwa gekaufelt, sondern durch Druckluft gehoben. Der Getreideheber ist im Prinzip ein riesiges transportables Rohr, dessen unteres Ende als Saugrüssel bis zu dem Boden des zu entladenden Schiffes hinunterreicht. Durch maschinell getriebene Luftpumpen werden die Getreidekörner aufgesaugt, gehoben, an einer automatischen Wage vorbeigeführt, gewogen und das Gewicht registriert. Die abgewogenen Getreidemassen fallen dann durch ein Abflußrohr in die Entladechiffe oder in die Behälter, in denen das Getreide weiterverpackt werden soll.

Daß die Einführung dieser Getreideheber eine Gefahr für die Hafenarbeiter bedeutete, ist ohne weiteres klar. Die Gewerkschaftsführer wissen davon ein Lied zu singen. In einem Bericht des Sektionsleiters der Speditionsarbeiter vom vorigen Jahre wurden die Wirkungen der neuen maschinemäßigen Arbeitsweise auf die Arbeitsorganisation ausführlich dargelegt. Es wurde unter anderem mitgeteilt, daß die Zahl der benötigten Speditionsarbeiter vor der Anwendung der neuen Getreideheber 150 Mann betrug, während nachher nur 30 Mann benötigt wurden. Auch ein Beispiel dafür, wie die Lequit den Hamburger Hafen „mechanisiert“.

Kammerer hat denn auch Gelegenheit genommen, die Vorteile der Maschinenwirtschaft für den Unternehmer als Kampfmittel gegen die Gewerkschaften zu charakterisieren. „In einem Seehafen wie Hamburg sind einige tausende solcher Handlanger (sogenannte Schauerleute und Kranarbeiter) mit dieser Arbeit beschäftigt. Trotzdem die Löhne nicht niedrig sind, sind die Schauerleute doch sehr zum Streit geneigt. Es würde einen wirtschaftlichen Fortschritt von großer Tragweite bedeuten, wenn es gelänge, Kräne zu bauen, die mit irgendwelchen elektrisch betätigten Zangen oder Greifern in den Schiffsraum fassen und mit geringer Beihilfe die Lasten ergreifen könnten. Die Verschiedenartigkeit der Lasten — Baumwollballen, Häser, Mahagonistämme, Säulen — erschwert die Aufgabe außerordentlich; immerhin ist denkbar, daß durch geschickte Konstruktionen passende Lösungen gefunden werden.“

Ganz richtig zeigen diese Ausführungen, wie den Kapitalisten alles zum besten ausschlägt: er mechanisiert sich seinen Betrieb, zieht eiserne Arbeiter in die Arbeitsstätten hinein, versichert sich dadurch gegen Streikgefahr und sucht sich von dem Einfluß des Arbeiters auf den Produktionsprozeß immer unabhängiger zu machen.

R. Woldt.

Tolstois literarischer Nachlaß.

Tolstois Nachlaßschriften sind in drei Bänden zu gleicher Zeit in Rußland und im Ausland erschienen, die deutsche Ausgabe in F. Laubschneiders Verlag. Die vortreffliche Uebersetzung haben August Scholz und Alexander Stein besorgt. Es ist immer ein gewagtes Spiel, die Hinterlassenschaft eines noch so bedeutenden Schriftstellers vors Publikum zu bringen. Nicht selten wird dadurch Schaden angerichtet. Was ein Autor bei Lebzeiten zurückhielt, braucht zwar nicht in jedem Falle unwert einer nachträglichen Veröffentlichung zu sein. Es können Gründe persönlicher Art mitgewirkt haben. Grillparzer bietet geradezu ein Schulbeispiel hierfür. Nicht, weil er verschiedene seiner Dramen, die erst nach seinem Tode auf die Bühne gelangten, für erfolglos erachtete, hatte er sie verschlossen; sondern, weil er sich, vorzeitig großend, vom Theater zurückgezogen hatte. Im ganzen läßt sich wohl sagen, daß man im Kult ruhen lassen sollte, was der Autor von der Veröffentlichung ausgeschlossen wissen wollte.

Ob man bei Tolstoi nicht ebenso hätte verfahren sollen? Die gesamte Kulturwelt macht allerdings auf ihn besondere Ansprüche geltend; denn seine Lebensarbeit gehört nicht bloß dem russischen Volke, sondern allen Nationen — so mächtig ist sein Einfluß gewesen. Die literarische Kritik hinwiederum muß strengere Maßstäbe anlegen. Die Frage heißt nicht: Ist es unbedingt nötig, Tolstois schier unübersehbares Schrifttum durch weitere drei Bände zu vermehren und auf diese Weise das Bild von dem Menschen, Philantropen und Dichter nur noch schwieriger zu gestalten? Die Frage lautet viel eher so: Erfährt das Bild Tolstois hiermit eine endgültige vervollständigung? Stoßen wir da auf Charakterzüge, die uns bisher borenthalten, also fremd geblieben? Dann allerdings war die Herausgabe der Nachlaßschriften nicht nur berechtigt, nein, höchst notwendig. Betrachten wir einmal die Argumente für und gegen.

Zunächst läßt diese dreibändige Nachlaßausgabe Raum zu Zweifeln offen. Wer weiß denn, ob die Erben Tolstois nichts zurückbehalten, nichts verkürzt oder verflümmelt haben? Wer vermag zu sagen, inwieweit dem Willen des Dichters zuwidergehandelt oder entprochen wurde? Der torsoartige Charakter mancher dieser Arbeiten, die motivische Wiederholung bei einigen anderen verführt zu der Vermutung, daß Tolstoi sie möglicherweise noch erst mit den Anschauungen seiner letzten Lebensjahre in Einklang zu bringen beabsichtigt haben möchte, aber, sei es durch größere Pläne, die ihn beschäftigten, sei es durch den Tod, an einer abschließenden Weiterführung verhindert wurde. Bezeichnend hierfür ist wohl die Schlussvariante zu der 1889 geschriebenen Erzählung „Der Teufel“. Läßt Tolstoi ursprünglich den Helden durch Selbstmord endigen, was natürlich und konsequent denkt, so läßt er ihn in der viel später entstandenen Variante den „Teufel“, das ist das junge Jnstweib, erschlagen, während er selbst zu Untersuchungshaft und Klostergefangnis verurteilt wird und schließlich als ein unverbesserlicher

Schnapsäufer nach Hause zurückkehrt. Wahrscheinlichkeit hat ja auch dieser Schluß; mehr spricht er jedoch für Tolstoi selbst, der inzwischen auch den Kampf gegen den Alkoholismus auf seine Fahne geschrieben hatte.

Uebrigens sind die meisten Erzählungen während der Periode der vollstetigeren Bestrebungen des Dichters und nicht in einem hingeschrieben worden. Oft liegen Jahre zwischen der Konzeption und der Weiterführung. So wurde z. B. die ausgezeichnete Geschichte des Rebellen Chadschi Murat, die im „Vorwärts“ abgedruckt wurde und auch in S. Fischers vortrefflicher Bibliothek zeitgenössischer Romane zum Preise von 1 M. erschien, zwischen 1896 bis 1904 begonnen und beendet; Vater Sergius sogar erst nach drei Anläufen, nämlich 1890, 1891 und 1898.

Zwei Erzählungen jedoch beanspruchten ein spezielles Interesse; sie stammen aus dem Jahre 1862. Tolstoi hatte sich gerade verheiratet. Es begann für ihn eine glückliche Schaffenszeit; denn während der nächsten fünfzehn, sechzehn Jahre, die er fast ohne Unterbrechung auf seinem Landgut in Zula verbrachte, schrieb er die Romane „Krieg und Frieden“ und später „Anna Karenina“, seine bedeutendsten Werke erzählender Gattung. „Tichon und Malanja“ und „Ein Jbhl“, eben jene beiden Vorgeschichten unterschieden sich nur von allen später datierten Erzählungen durch die Unbefangenheit, mit der hier Tolstoi noch dem Weibgeschlecht gegenübersteht. Kein Mißton von jener asketischen Enthaltbarkeit, die er sehr viel später in der „Kreuzerionate“ propagierte, stört sein sinnliches Verhalten am Weibe. Von ihrem Wesen geht ein schwüler Odem aus, dem der Mann erliegt. Leidenschaft erweckt Leidenschaft; sinnliche Brunst entflammt Brunst — das ist nun einmal so.

Aber jetzt halten wir uns einmal die Frauen in „Der Teufel“ und „Vater Sergius“ vor Augen — welche neues Zeichen! Da schildert Tolstoi das Weib als den leidhaftigen Inbegriff alles Bösen, jeglicher Verbrechen. Immerhin: die Erzählung von „Vater Sergius“, dem ehemaligen Gardeoffizier, der im Augenblicke, da er die Entdeckung macht, daß seine Braut vorher eine Favoritin des Kaisers gewesen ist, das weltliche Leben abschwört, in ein Kloster geht, aber auch dort keine Ruhe vor sich selber findet und schließlich als Vorfürher nach Sibirien verschickt wird, ist prachtvoll. Zumal die Verführungen des Mönchs durch hysterische Weiber und wie er ihnen widersteht, sind durchsättigt von realistischer Darstellungskraft.

Bei einigen anderen Erzählungen hat man allerdings die Empfindung, als wäre die Handlung allzu knapp resümierend zu Ende gebracht. Der Dichter wendet sich da immer zum Berichterstatter nahter, unabwehrbarer Tatsachen, die als solche freilich alle ferneren Schicksale seiner Helden oder Heldinnen mit naturalistischer Deutlichkeit erklären. In den meisten hat Tolstoi, der religiöse Ethiker und Schwärmer, das fübrende Wort. Zwei andere Arbeiten von pädagogischem und sozialem Gehalt, nämlich „Kinderweisheit“ und „Die Geschichte des Bienenstocks mit dem Hindendeckel“ haben die Leser des „Vorwärts“ bereits kennen gelernt.

Außerdem werden zwei Dramen vollständig mitgeteilt, die ihre interessante Vorgeschichte haben. Das kriminalistische Stück: „Der lebende Leichnam“ ließ Tolstoi aus zwei Gründen im Kulte liegen. Als russische Zeitungen es erwählten, kam ein junger Mann zu dem Dichter und bat ihn, von der Veröffentlichung doch abzusehen, da die Heldin des Dramas seine Mutter sei, die in solchem Falle schwer kompromittiert werden würde; außerdem könnte sich auch die Polizei in die Sache mischen. Diese Erwägung war für Tolstois Entschlebung bestimmend. Obnedies hatte er schon seine Bedenken gehabt, ob das Stück auch „ein Ding sei, das Gott billigt“. Wir wissen ja aus seiner Schrift: „Was ist Kunst?“, daß er der Kunst um der Kunst willen keinerlei Bedeutung für die Kultur zuerkamte. Und der Wissenschaft nicht mehr. Das andere Drama: „Das Licht, das im Dunkel leuchtet“ — inzwischen gleichfalls bei uns aufgeführt — wird in Rußland verboten bleiben, da Tolstoi, wie bereits in „Krieg und Frieden“, sodann in einer dem ersten Bande beigegebenen Nachloßerzählung „Nach dem Valle“ an jener Stelle reichliche Gelegenheit fand, seinen Absichten gegen den Militarismus nachdrücklich zu offenbaren.

Wenn wir nun zum Schluß das Ergebnis dieser drei Bände zusammenfassen, so kann es nur lauten: ihre Herausgabe stellt eine Bereicherung dar, trotz aller literarischen Schätze, die Tolstoi der Kulturwelt schon bei Lebzeiten gegeben hat.

e. k.

Genuß und Kritik.

Doß dann nur sind die Stimmen gut,
wenn Schweigsamkeiten sie begleiten;
wenn hinter dem Gespräch der Saiten
Geräusche bleiben wie von Blut. — — —

Rille.

Ob jemals einer aus höheren Sphären der Erkenntnis zu unierer Erde niedersteigt, um uns das Geheimnis der Kunst, das Geheimnis der Form und des Rhythmus zu lösen? Vermag man überhaupt die letzten Geheimnisse des künstlerischen Ergebnisses einem anderen in auch nur annähernd begrifflich klaren, verstandesgemäßen Worten nahe zu bringen? Ist nicht in jedem Kunstwerk so viel Inzommensurables, das sich jeder Analyse entzieht? Und macht

dieses Unfaßliche, das nicht durch den Kanal der Begriffe zu uns kommt, nicht gerade den wertvolleren Teil des ästhetischen Erlebnisses aus? — Sprich ein Gedicht vor dich hin, wie dieses entzückende Eichendorff'sche:

„Der Wanderer von der Heimat weit,
wenn alle Gründe schweigen,
der Schiffer in Meeres Einsamkeit,
wenn die Stern' aus den Fluten steigen:
die beiden schauen und lesen
in stiller Nacht,
was sie nicht gedacht,
da es noch fröhlicher Tag gewesen.“

Es ist ein klangliches rhythmisches Erlebnis, was du da zunächst hast, und, ohne auf den Sinn der Worte Bezug zu nehmen, formt sich dieses rhythmische Erlebnis, sofern du empfänglich bist, in eine seelische Stimmung in dir um; klingt geheimnisvoll in den Empfindungsschichten deines Innern nach. Nun aber suche diesen Eindruck zu verstehen; durch die Analyse seiner Ursache ihn zu erklären. Du wirst es nicht können. Wie der philosophische Dualist Leib und Seele, die im lebendigen Wesen doch nur in der Einheit bestehen, auseinanderreißt, so zerlegst du vielleicht das kleine rhythmische Gebilde Eichendorff's in Inhalt und Form; redest um die Dinge herum, gibst Teilwahrheiten. Aber das wirkende Phänomen ist dadurch nicht erklärt; nicht das Letzte und Wesentlichste, das aus der Folge der Worte die bedeutungsvolle und wirkungsvolle Einheit schafft. Du vermagst das Geheimnis der Form, der Form im weiteren Sinne, die letzte Notwendigkeit der paar Verse nicht in Worten darzulegen. Du hast das Erlebnis; aber an der Erklärung der Form, an der Entzifferung des künstlerischen Formproblems wirst du scheitern, ewig scheitern. Es ist da das Geheimnis verborgen, wodurch das echte, in sich notwendige Kunstgebilde, das immer etwas Wunderhaftes an sich hat, sich von dem Produkt eines gewandten Geistes unterscheidet, der sich der dem echten Kunstwerk abgequackten Form wie eines Klischees bedient, wenn er seine Einfälle, Beobachtungen und Meinungen an den Mann bringen will. Beim echten Kunstwerk ist die Form nichts äußerlich Angepaßtes, sondern etwas innerlich Notwendiges, organisch Gewachsenes. Aus dem Erlebnis, aus der inneren Ergreiftheit kommt dem Künstler der Anstoß zum Kunstwerk. Das Erlebnis seht die Seele des Künstlers gleichsam in rhythmische Bewegungen, die im Kunstwerk ausschlagen und zum Wechsauer überschwingen wollen. Dieser innere Rhythmus ordnet das Material, durchdringt es, zwingt die Form herbei, schafft sich den Leib. Er ist die Seele des Kunstwerkes, und der Gehalt an eigener Seele in diesem Sinne gibt dem Kunstwerk seine Bedeutung. Nicht die Folge der schön gewählten Worte macht das Gedicht, sondern jenes Zukommensurable, das wie ein Blutstrom im Rhythmus der Worte rauscht und sie lebendig macht. Eine Einheit, wie Leib und Seele, bildet das künstlerische Gebilde, die man nicht zerreißern soll, sondern als Einheit auf sich wirken lassen muß. In der Regel befolgt man das auch im Augenblick des Genusses, soweit man für künstlerische Eindrücke empfänglich ist. Aber es kommt die ästhetische Betrachtung hinterher gehinkt; es kommt der Kritiker herbei, und die Sezierung beginnt. Die Seele entflieht und das grausame Spiel hebt an, das man Kunstbetrachtung nennt und das dem Leser das Kunstwerk nahebringen soll. Das ist ein Mißstand und man fragt sich, was zu tun ist.

Jedenfalls: Kritizieren kann man das brave Handwerk. Was man aber am Kunstwerk unterscheidend sichtbar machen kann, ist gewiß nicht sein Bestes, Wesentlichstes. Das entzieht sich der Analyse, und wird nur empfangen im Erlebnis, in der Stunde hingebender Andacht. Da öffnet sich die Blume freiwillig und faltet ihre Krone duftend auseinander. Wenn aber die Hand der Kritik lieblos zufassen will, ist es, als ob die Blüte ihren feinsten Duft in sich zurücktränke. Was zu tun übrig bleibt, ist, daß man den Empfänglichen zu dem Standort der Blume weise, damit er der Stunde der Begegnung harre, da sie ihm alle ihre Reize spenden mag. Nicht Schulmeister zu sein, sondern Vermittler, ist des Kritikers edelste Aufgabe. P. S.

Kleines feuilleton.

Biologisches.

Die Entstehung eines Spinnennetzes. Wozu eine Spinne ihr Netz gebraucht, davon kann man sich täglich durch unmittelbare Beobachtung überzeugen. Da der Mensch nur überall in der Natur nach dem Zweck zu fragen pflegt, so ist die Vorstellung entstanden, daß die Spinne ihre Fertigkeit in der Herstellung der seidenartigen Fäden ursprünglich dazu erhalten hat, ihre Netze zu verfertigen, die ihr zum Fang der Beute dienen. Diese Auffassung scheint aber unrichtig zu sein. Es gibt viele Spinnenarten, die überhaupt keine Netze weben, aber doch Seide erzeugen können. Man könnte noch annehmen, daß sie von Arten abstammen, die Netze zu weben pflegten und diese Gewohnheit im Laufe der Zeit aufgegeben und verlernt haben. Dafür liegt

aber kein Grund vor. Vielmehr ist es wahrscheinlich, daß die hauptsächlichste Verwendung von Spinnenseide eine andere ist und ihr Gebrauch für Netze erst als eine spätere Ausnutzung der Fertigkeit hinzugekommen ist. Darin sind sich nämlich alle Spinnen gleich, daß sie ihre Seidenfäden in der Pflege für ihre Nachkommenschaft gebrauchen. Sie wickeln ihre Eier in Seide ein, um sie zu schützen. Daß diese Verwendung der Spinnfäden die ursprüngliche darstellt, läßt sich auch daraus schließen, daß die gleiche Fähigkeit und Gewohnheit auch sonst im Insektenreich so weit verbreitet ist. Wir finden sie bei fast allen Raupen sowohl zur Anlage von Nestern als auch beim Vorgang der Verpuppung. Daß die Spinne ihre Drüsen, aus denen sie das feine Gewebe zutage fördert, auch noch nach anderer Richtung verwerten gelernt hat, ist ganz natürlich, aber das Flechten von so kunstreichen Netzen, wie sie beispielsweise von der Spinne hergestellt werden, ist nur ein Gebrauch von vielen. Die meisten Spinnen ziehen einen Faden hinter sich her, wohin sie auch gehen, und diese Gewohnheit ist der Verfertigung von Netzen wahrscheinlich vorausgegangen. Man muß sich den Keim der Entwicklung eben so vorstellen, daß die Spinnen, wenn sie sich in einem abgegrenzten Raum bewegten, erst zufällig die Beobachtung machten, wie sich Insekten in den hin und her gezogenen Fäden fingen, und diese Erfahrung werden sie sich erst dann plandoll zunutze gemacht haben.

Astronomisches.

Der neue Stern in den Zwillingen und seine Vorgänger. Die Entdeckung eines Sternes von vierter Größe, der also für das bloße Auge sichtbar ist, hat aus mehreren Gründen ein bedeutendes Aufsehen erregt. Einmal ist die Beobachtung einer neuen Sternengeburt etwas ziemlich seltenes, und außerdem hat sich diesmal die Himmelskunde bei einem Liebhaberastronomen dafür zu bedanken. Sigurd Enebo, der Entdecker, ist durchaus kein Fachmann, hat sich aber schon durch viele und ausgezeichnete Beobachtungen die Anerkennung der Fachleute erworben. Als neue Sterne werden in der Himmelskunde nur solche Sterne bezeichnet, von denen mit Sicherheit angenommen werden kann, daß sie vor ihrer Entdeckung überhaupt nicht vorhanden oder wenigstens nicht sichtbar waren. Von winzigen Himmelskörpern ließen sich bei einer noch weiteren Verschärfung der Fernrohre jedenfalls noch unzählige der bisherigen Kenntnis hinzufügen; sie aber würde man nicht mit unter den Begriff der neuen Sterne einreihen. Dieser setzt ein mehr oder weniger plötzliches Ausleuchten voraus, eine gewaltige Katastrophe im Weltraum, aus der eine neue Sonne geboren wird. Auch solche Ereignisse mögen sehr häufig sein, aber sie kommen nur selten zur Beobachtung. Es ist wohl möglich daß ein neuer Stern, falls er schnell wieder erlischt, der Aufmerksamkeit der Astronomen überhaupt entgeht, wenn er selbst in der Zeit seiner größten Helligkeit keinen bedeutenden Glanz erreicht.

In den letzten 25 Jahren sind nur 6 neue Sterne entdeckt worden. Gerade vor zwei Jahrzehnten wurde das Ausleuchten eines Sternes im Gebilde des Fuhrmanns beobachtet, im Jahre 1900 ein ähnliches Ereignis im Sternbild des Adlers. Dann folgte schon im nächsten Jahre die berühmte Nova Persei, die sich zum Strahlenglanz eines Jupiter erhob. Im Jahre 1903 war zum erstenmal das Sternbild der Zwillinge der Ort eines solchen Fundes, und bis zu einem weiteren im Sternbild der Eridanide vergingen dann sieben Jahre. Mit Ausnahme der Nova Persei waren all diese Sterne für das bloße Auge gerade noch wahrnehmbar, d. h. von einer Größenklasse zwischen vier und sieben. Die meisten Gebilde dieser Art werden in neuester Zeit mit Hilfe der Photographie entdeckt, aber in der Regel erst dann auf der Platte gefunden, wenn sie am Himmel wieder verschwunden sind, weil es nicht immer möglich ist, eine photographische Himmelsaufnahme in kurzer Zeit mit hinreichender Sorgfalt zu studieren. Die Nova Persei, die von dem Astronomen Anderson entdeckt wurde, war ein ganz außerordentliches Ereignis, das seit rund drei Jahrhunderten seinesgleichen nicht gehabt hatte. Man muß auf die Zeiten von Kepler zurückgehen, der im Jahre 1604 im Sternbild des Schlangenträgers einen neuen Stern fand, der zunächst alle anderen Fixsterne überstrahlte, dann langsam schwächer wurde und nach Ablauf von noch nicht ganz zwei Jahren für die damaligen Beobachtungsmittel gänzlich verschwand. Noch berühmter ist der Stern des Luchs Brahe, der am 11. November 1572 in der Cassiopeia auftauchte und eine Zeitlang sogar die Venus verdunkelte, so daß er selbst am Tage ohne Anstrengung gesehen werden konnte. Das Gestirn blieb nicht ganz 1½ Jahre sichtbar. In jenen Zeiten waren die Forschungsmittel der Astronomen noch wenig entwickelt, und daher war die Nova Persei der erste neue Stern, dem man auch mit Hilfe der Spektralanalyse zu Leibe gehen konnte. Es gelang auch, die Bewegung dieses Gestirns zu messen, und zwar stellte sich heraus, daß es mit der unvorstellbaren Geschwindigkeit von rund 750 Kilometern in der Sekunde nach der Erde hineilt. Inwiefern der jetzt entdeckte Stern derartigen Beobachtungen gleichfalls zugänglich sein wird, läßt sich noch nicht sagen, da der Erfolg selbstverständlich von der Helligkeit des Gestirns abhängig ist.